

Reinhard Lütjen

# **Psychosen verstehen**

Modelle der Subjektorientierung  
und ihre Bedeutung für die Praxis





Reinhard Lütjen

# **Psychosen verstehen**

Modelle der  
Subjektorientierung  
und ihre Bedeutung  
für die Praxis

Psychiatrie-Verlag

Reinhard Lütjen

Psychosen verstehen. Modelle der Subjektorientierung und ihre Bedeutung für die Praxis

1. Auflage 2007

ISBN 978-3-88414-433-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

Psychiatrie-Verlag im Internet: [www.psychiatrie-verlag.de](http://www.psychiatrie-verlag.de)

© Psychiatrie-Verlag, Bonn 2007

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne Zustimmung des Verlags vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Anne Katrin Bläser, Bonn

Umschlag: Petra Nyenhuis, Bonn

Typografiekonzept: Iga Bielejec, Nierstein

Satz: Psychiatrie-Verlag, Bonn

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

7	<b>Einleitung</b>
10	<b>Herr A. – Autofahren ohne Motor</b>
18	<b>Subjekt und Subjekt-Sein</b>
18	Subjektorientierung: Ein neuer, noch ungeklärter Begriff in der Sozialpsychiatrie
20	Subjekt sein: Erleben, handeln, leiden, zerbrechen, bewältigen
22	Entschwinden des Subjekts in der Postmoderne?
25	Aufhebung des Subjekts durch die Hirnforschung?
28	Das Subjekt – nach wie vor die nicht hintergehbare Basis individueller Erfahrung
29	Geschlechtsspezifische Perspektive
32	<b>Intersubjektivität</b>
32	Frau S.
33	Subjektivität als Dialog
34	Anerkennung des anderen: Intersubjektive Psychoanalyse
35	Anerkennung und Zerstörung
38	Überleitung – Theoriemodelle zur Subjektorientierung
41	<b>Ronald D. Laing: Vom geteilten Selbst zur Antipsychiatrie – Existenzialismus und Psychose</b>
41	A Theoriemodell
52	B Vertiefung
58	C Menschen- und Psychosebild
63	D Praxis
68	<b>Luc Ciompi: Von der Affektlogik zur Soteria – Systemtheorie und Psychose</b>
68	A Theoriemodell
81	B Vertiefung
89	C Menschen- und Psychosebild
93	D Praxis
97	<b>Stavros Mentzos: Von der Konflikttheorie zur psychodynamischen Psychiatrie – Psychoanalyse und Psychose</b>
97	A Theoriemodell

110	B Vertiefung
116	C Menschen- und Psychosebild
120	D Praxis
122	<b>Erich Wulff: Von der Ethnopsychiatrie zur Wahnsinnslogik – Tätigkeitstheorie und Psychose</b>
122	A Theoriemodell
135	B Vertiefung
139	C Menschen- und Psychosebild
142	D Praxis
145	<b>Thomas Bock: Vom »Stimmenreich« zum Trialog – Anthropologie und Psychose</b>
145	A Theoriemodell
152	B Vertiefung
155	C Menschen- und Psychosebild
157	D Praxis
160	<b>Selbstklärung statt Fremdklä rung</b>
160	Frau V.: Eine Kugel öffnet sich
162	Selbstklärung – Ziel subjektorientierter Psychiatrie
165	Prämisse: Unterstellen von »guten Gründen«
166	Psychotische Lebensbewältigung subjektorientiert begreifen: Identitätsschutz und Identitätserweiterung
179	<b>Praxisperspektiven</b>
179	Subjektorientierung als Haltung
186	Personenzentrierter Ansatz: Individuelle Gestaltung der Hilfeplanung
194	Psychoedukation: Schulung von Patienten oder Bildung für Klienten?
200	Trialog: Expertinnen und Experten tauschen sich aus
204	Subjektorientierung und Umgang mit »Unfreiwilligkeit«
210	Subjektorientierte Gespräche
217	<b>Danksagung</b>
218	<b>Literatur</b>
227	<b>Der Autor</b>

## Einleitung

Verfolgt man die sozialpsychiatrischen Diskussionen der letzten Jahre, so wird deutlich, dass eine moderne Psychiatrie ein grundlegend neues Bild vom »Patienten« entwickeln muss. Eine psychiatrische Behandlung kann nur dann ihren Ansprüchen gerecht werden, wenn die Patientin oder der Patient als gleichberechtigtes Gegenüber angesehen wird, als Mensch mit individuellen Wünschen, Bedürfnissen und Ansichten darüber, was sein Leben sinnvoll macht. Das mittlerweile in der Psychiatrie sehr verbreitete Konzept des Empowerments bringt das Kernstück dieser neuen Sichtweise gut auf den Punkt, wenn es die Patienten oder Klienten als »Experten für sich selbst« bezeichnet. Damit ist meines Erachtens nicht nur gemeint, dass jeder Mensch über sich selbst das meiste »Fachwissen« hat, beispielsweise darüber, was ihm guttut oder nicht. Es sollte zudem so verstanden werden, dass Klientinnen und Klienten auch die besten »Entscheider für sich selbst« sind. Psychiatrische Dienstleistungen, die dieses Prinzip missachten und über den Kopf der Betroffenen hinweg Entscheidungen treffen, können dann nur noch als psychiatrische Kunstfehler angesehen werden, wenn man von krisenhaften psychischen Ausnahmezuständen absieht, die ein Fremdeingreifen auch gegen den Willen von Betroffenen erforderlich machen können.

Psychiatrische Patienten oder Klienten sind aktive Sinngestalter ihres Lebens – wie jeder andere Mensch auch. Sie sind Subjekte mit eigenen Deutungsmustern für ihre individuellen Erfahrungen, keine von außen steuer- und kontrollierbaren Objekte – auch wenn die klassische Psychiatrie sie lange so gesehen hat. Diesem Grundgedanken entsprechend, hat sich neben der Idee des Empowerments auch das Motto der »Subjektorientierung« mehr und mehr in der Sozialpsychiatrie durchgesetzt. Empowerment und Subjektorientierung setzen vielleicht unterschiedliche Akzente, aber letzten Endes hängen beide Gedankenmodelle sehr eng zusammen. Während es aber über Empowerment schon relativ viele Veröffentlichungen gibt, ist das Konzept der Subjektorientierung bisher eher selten in speziellen Veröffentlichungen behandelt worden.

Hier setzt nun der vorliegende Text an: Was ist mit »Subjekt« gemeint? Wie kann ich mein Gegenüber als Subjekt respektieren? Wie gestalten sich psychotische Inhalte aus der Sicht des Subjekts? Wie können wir eine gemeinsame Sprache entwickeln, in der sich das Subjekt mit seinen psychotischen Erfahrungen wiederfindet und nicht ausgegrenzt fühlt, wie es bei der klassischen psychiatrischen Fachsprache häufig der Fall ist?

Insgesamt geht es um eine Klärung, wie das Erleben einer Psychose in subjektive Sinngestaltung und Lebenspraxis eingebettet sein kann. Welche Konflikte im Leben eines Menschen können dazu führen, dass eine Psychose nicht nur zum Zusammenbruch psychischer Funktionen führt, sondern gleichzeitig auch den Charakter eines subjektiven Lösungs- oder Bewältigungsversuchs gewinnt? Um diese Fragestellung zu illustrieren, beginnt meine Darstellung mit der ausführlichen Schilderung einer Fallgeschichte, die mich in meinen Gedanken sehr beeinflusst hat.

Die traditionelle Psychiatrie, die man auch als »objektorientiert« bezeichnen könnte, hat sich wegen ihres organmedizinischen Selbstverständnisses nicht mit den persönlichen Sinnbezügen befasst, die in der psychotischen Erkrankung eines Menschen hervortreten können. Überwunden ist diese Tradition immer noch nicht: Heutzutage muss sehr kritisch darauf geachtet werden, dass im Zuge der neuerlichen biologischen Orientierung der Psychiatrie nach dem Motto »eine Psychose ist ein Neurotransmitter-Ungleichgewicht« nicht wieder das objektivistische Denken überhand gewinnt. Die »Re-Subjektivierung als wissenschaftliches Paradigma« (KRAUSZ 2007) ist nach wie vor unzureichend realisiert.

Man findet also genügend aktuelle Gründe, sich mit Subjektorientierung zu befassen. Dieses Buch möchte ein Plädoyer für den sinnorientierten Zugang zu psychotischen Phänomenen halten. Meiner Meinung nach finden wir bei ganz unterschiedlichen Autoren (von denen manche langsam schon in Vergessenheit zu geraten drohen) viele fruchtbare Ideen, die in Richtung Subjektorientierung gehen. Einige, die mir wesentlich erscheinen, werden hier vorgestellt und auf die Frage hin analysiert, welchen Beitrag sie zu einem erweiterten, subjektiv-sinnbezogenen Verständnis von Psychosen leisten können. Die Auswahl der Theoriemodelle erfolgte dabei durchaus »subjektiv«. Um die Darstellung überschaubar zu halten, war aber eine solche Beschränkung nötig.

Zum Aufbau des Buches:

Das erste Kapitel besteht aus einer einzigen »Fallgeschichte« – für mich eine der wichtigsten persönlichen Begegnungen, die ich in meiner beruflichen Praxis mit Klienten hatte. Die Erlebnisse von Herrn A. und meine Auseinandersetzung mit ihm, haben mich sehr darin beeinflusst, wie psychotische Erlebnisse wahrgenommen werden müssen und wie man als »Profi« konstruktiv damit umgehen kann.

Das zweite Kapitel führt in einige zentrale Gedanken über »Subjekt und Subjekt-Sein« ein, versucht dann, die Bedeutung einer subjektorientierten Herangehensweise anhand eines ausführlichen Fallbeispiels zu veranschaulichen, und geht abschließend auf aktuelle Fragen der Subjektforschung ein.

Im dritten Kapitel wird dann die Perspektive auf »Intersubjektivität« ausgeweitet, auf die Frage, was passiert, wenn Subjekte sich begegnen, wie sie sich gegenseitig als solche respektieren und anerkennen.



In den folgenden Kapiteln werden ausgewählte Autoren vorgestellt, die wichtige Ideen zum Ansatz einer Subjektorientierung entwickelt haben: Ronald D. Laing, Luc Ciompi, Stavros Mentzos, Erich Wulff und Thomas Bock.

Dann wird unter der Überschrift »Selbstklärung statt Fremdklä rung« das Ziel einer subjektorientierten Psychiatrie formuliert. Es wird der Versuch gemacht, unter Zuhilfenahme der Theoriemodelle, die in den vorangehenden Kapiteln behandelt wurden, neue subjektorientierte Kategorien zur Analyse von Psychoseerfahrung zu formulieren, in denen Betroffene sich »wiederfinden« können anstatt sich ausgegrenzt und pathologisiert zu fühlen.

Im letzten Kapitel werden »Praxisperspektiven« entwickelt, das heißt, die hier entworfenen Ideen zur Subjektorientierung werden auf aktuelle Praxiskonzepte bezogen, wie Personenzentrierter Ansatz, Psychoedukation, Trialog. Außerdem wird ein eigenes Projekt vorgestellt, wie die im vorhergehenden Kapitel entwickelten Vorstellungen zur Selbstklärung praktisch umgesetzt werden können.

## **Herr A. – Autofahren ohne Motor**

Herrn A. lernte ich kennen, als er ungefähr 50 Jahre alt war. Ein neues Wohnprojekt, für das ich verantwortlich war, befand sich damals in der Aufbauphase. Bevor weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Betreuungsteams eingestellt werden konnten, mussten erste Betreuungsvereinbarungen getroffen werden, und so war ich auf der Suche nach geeigneten Kandidaten. Von der zuständigen psychiatrischen Abteilung des örtlichen Krankenhauses war ich auf Herrn A. aufmerksam gemacht worden. Er hatte sich dort einige Monate in psychiatrischer Behandlung befunden, war jetzt schon wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, aber vonseiten der Klinik war man der Meinung, dass das Leben in der eigenen Wohnung längerfristig für ihn wohl keine realistische Perspektive mehr darstellen würde. Herr A. selbst, so die mir übermittelten Vorinformationen, sähe das ähnlich.

Mir schien Herr A. ein geeigneter Kandidat für unser neues kleines Wohnhaus zu sein und ich bemühte mich, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Zweimal machte ich einen Termin mit ihm ab, einmal telefonisch, einmal bei einem Treffen in der Klinik, wo er noch nachbetreut wurde. Ich lud ihn jeweils ein, in unser vorläufiges Zentrum zu kommen, von dem aus die neue Wohneinrichtung vorbereitet wurde. Zweimal kam Herr A. nicht. Ich begann, ihn innerlich aus meiner Wohnhaus-Interessenten-Liste zu löschen, da mir seine Motivation nicht ausreichend erschien. Damals ahnte ich allerdings noch nicht, dass Herr A. einmal zu den psychoseerfahrenen Menschen gehören würde, von denen ich am meisten lernen sollte.

Durch glückliche Umstände sahen wir uns in der Klinik noch einmal. Ich hatte unerschwellig den Eindruck bekommen, dass ihm irgendetwas peinlich an unserer geplanten Begegnung war, und lud ihn deswegen nicht gleich ein drittes Mal »zum Kaffeetrinken« in unser Zentrum ein. Wir kamen, als wir beide übers Krankenhausgelände gingen, kurz ins Gespräch, auch darüber, dass Herr A. gerne Spaziergänge mache, auch lange. Aus diesem Grund schlug ich ihm vor, dass wir uns ja in der Nähe seiner Wohnung auch zu einem Spaziergang treffen könnten, damit er mir seine bisherige Wohnumgebung einmal zeigen könne, immerhin hatte er 15 Jahre in seiner Wohnung im zwölften Stock eines Hochhauses gewohnt.

Unser Spaziergang einige Tage später wurde nicht allzu lang, nach einiger Zeit kam mir wieder das Gefühl, dass es Herrn A. peinlich sei, mitten am Tag mit einem jüngeren

Mann durch den Stadtteil spazieren zu gehen. Er war aber ansonsten sehr freundlich zu mir, wie es überhaupt seine Art war, nett und zuvorkommend auf andere zuzugehen. Diese Begegnung schuf eine Basis für weitere, etwa wöchentliche Kontakte, zu denen Herr A. dann auch mal in unser Zentrum kam, sich das geplante Wohnhaus anguckte und auf weiteren Spaziergängen langsam eine Vorstellung davon entwickelte, wie es sei, in dieser neuen »feineren« Wohnumgebung zu leben. Nach etwa zwei Monaten entschloss er sich, in die neue Wohneinrichtung einzuziehen – er hatte sich allerdings drei Monate »Umtauschzeit« ausbedungen, so lange wollte er noch seine alte Wohnung weiter mieten (was der Kostenträger auch erlaubte).

Seine Wohnung lernte ich erst bei seinem Umzug in unsere Wohneinrichtung kennen. Sie war so öde und kahl, wie ich selten eine Wohnung gesehen habe. Nicht schmutzig und unhygienisch, das hatte er einigermaßen im Griff. Es standen nur wenige Möbel wie abgenutzte Ausstellungstücke herum, als Einzelstücke, ohne dass sie einem den Eindruck gaben, dass sie zusammengehörten und das gemeinsame Mobiliar einer Wohnung ausmachten. Der Kühlschrank war nicht an die Steckdose angeschlossen. Persönliche Gegenstände oder Ausschmückungen waren überhaupt nicht zu sehen. Im Gegenteil: Es gab nicht einmal Tapeten in der Wohnung, es starrte einen der bloße Beton an. Ich weiß bis heute nicht, ob Herr A. die Wohnung ohne Tapeten bezogen oder ob er sie im Laufe seines fünfzehnjährigen Mietverhältnisses entfernt hat – wahrscheinlich ist Letzteres, da ich mir nicht vorstellen kann, dass die Wohnung so nackt und inhaltsleer zur Vermietung angeboten wurde. Es war jedenfalls ein kalt-ungemütlicher, richtiggehend lebloser Eindruck, der sich einem in dieser Wohnblockwabe im zwölften Stock vermittelte, um deren Ecken ein kalter Wind fegte. Dazu im Kontrast die freundlich-humorvolle Art von Herrn A., der selbst sagte, dass er diese Wohnung nun als Lebensstation hinter sich lasse – »das ist nicht schön hier«. Wie er es dort die vielen Jahre eigentlich ausgehalten hat, konnte ich mir nicht recht vorstellen, er selbst mochte dazu nichts sagen.

Das erste Jahr in der Wohngruppe verlief recht positiv für Herrn A. Er war ein beliebter Bewohner, weil er meist gute Laune hatte, sich um die anderen im Hause kümmerte und so häufig etwas Positives zum Klima im Haus beisteuerte. Langsam traten dann Skurrilitäten in seinem Verhalten hervor. Als ich eines Tages mein Fahrrad, das ich in der Einrichtung für Erledigungen deponiert hatte, benutzen wollte, fiel es mir praktisch unter meinen Händen auseinander. Bei genauerer Betrachtung entdeckte ich, dass Schrauben fehlten, die Kette nur mit einem Bindfaden statt eines Kettenschlosses zusammengehalten war usw. Es war nicht schwierig, Herrn A. als Verursacher dieses Schadens zu identifizieren, der es auch einigermaßen beschämt zugab. Der Grund war, dass er im Hause seine Dienste als Fahrradreparateur angeboten hatte. Er war gelernter Metallfacharbeiter und hatte zumindest früher zweifellos Fähigkeiten auf dem Gebiet

der Fahrradreparatur gehabt. Sein Angebot wurde von einigen Mitbewohnern mit kaputten Fahrrädern gerne angenommen, er wurde auch vom Betreuungsteam darin unterstützt. Allerdings hatte Herr A. nicht bedacht, dass er kaum Ersatzteile vorrätig hatte, auch kein Geld dafür, sich welche zu besorgen. Fragen mochte er anscheinend nicht, das hätte ihn wieder beschämt. So schlachtete er langsam mein Fahrrad aus, von dem er wusste, dass ich es manchmal wochenlang nicht benutzte.

Eine andere dieser überraschenden, skurrilen und für uns auch liebenswürdig-witzigen Vorhaben von Herrn A. fanden wir Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen eines Tages in seinem Einzelzimmer: Er hatte dort ein Zelt aufgebaut, es auch geschafft, die Heringe für die Zeltleinen im Fußboden oder sonst wie anzubringen. In den Wochen davor hatte er den Wunsch geäußert, im Garten der Wohneinrichtung sein Zelt »so wie früher« aufzuschlagen. Da dieser Garten recht klein war und für andere Gemeinschaftszwecke genutzt wurde, mussten wir ihm dies verweigern, so war er auf die Idee des »Zimmer-Campings« gekommen. Wir nahmen auch diese Erfahrung als liebenswürdige, kreative Eigenart von ihm hin, obwohl es natürlich nicht erlaubt war, im eigenen Zimmer das Zelt aufzuschlagen. Es war allerdings auch bis dahin nirgendwo explizit verboten worden, weil wir gar nicht auf die Idee eines so wundersamen Vorhabens gekommen wären. Aus seiner Sicht hatte Herr A. sich »gehorsam« verhalten, schließlich hatte er sich ja daran gehalten, wie es ihm aufgetragen worden war, das Zelt nicht im Wohnhausgarten aufzubauen.

Diese beiden Vorkommnisse bildeten so etwa wie das Vorspiel weiterer, dann auch extremerer Erfahrungen. Vorerst, wir sind noch in den ersten ein bis zwei Jahren der Betreuung von Herrn A., schien sich sein Leben im Ganzen positiv zu entwickeln. Er wirkte nun gefestigter, hatte eine Partnerbeziehung im Wohnhaus aufgebaut, die zwar nicht ohne Krisen war, ihm jedoch insgesamt einen viel schöneren Lebensalltag bot als sein isoliertes Dasein in der Hochhauswohnung, an die er nun gar nicht mehr erinnert werden mochte. Stattdessen belebten sich Erinnerungen aus seinem früheren Erwerbsleben, wo er eine respektable Stellung in einem Metall verarbeitenden Betrieb innegehabt hatte. Er beschrieb mir öfter, was er dort zu tun hatte, welche Kollegen er hatte und dass er sich wohlgeföhlt habe in dem Betrieb. Weswegen es zur Kündigung oder zur Beendigung des Arbeitsverhältnisses gekommen war, wollte er nicht beschreiben, dies schien wiederum mit Peinlichkeitsgefühlen gekoppelt zu sein.

Als es eines Tages wegen einer Schuldenregulierung (es hatte lange gedauert, bis Herr A. mir eröffnete, dass er noch »finanzielle Altlasten« habe) um die Klärung seiner Vermögensverhältnisse ging, fuhren wir zur Filiale der städtischen Sparkasse. Er zeigte mir einen Parkplatz vor dem Gebäude: »Hier habe ich früher auch immer geparkt, mit meinem VW-Käfer.« Bei dem Termin mit einem Sparkassenmitarbeiter stellte sich dann – für Herrn A. völlig überraschend – heraus, dass noch ein Sparbuch auf

seinen Namen mit einem nicht unbeträchtlichen Betrag existierte. Er hatte keinerlei Erinnerung daran, war entsprechend erfreut und fing an zu fantasieren, was er sich nun alles leisten könne. Mir ging es wieder so, dass ich auf eine Art überrascht war von dem »Vorleben« Herrn A.s, der tatsächlich einigermaßen gut situiert gelebt haben musste. Auf dieses Bild stieß man immer nur sporadisch und bruchstückhaft, da Herrn A. anscheinend nur sehr selektiv über die Erinnerungen aus seiner Vergangenheit verfügen konnte. Es gab so etwas wie einen »Schamhorizont«, hinter den er sein Gegenüber nicht blicken lassen konnte oder wollte. Dies wiederum bewirkte eine Haltung bei mir, die ihn, der früher vielleicht eine respektable Person gewesen sein mochte, nun als ein eher hilfloses Wesen erscheinen ließ, das der Unterstützung bedurfte, die man aber nur sehr subtil anbringen durfte, weil sonst wieder schnell für ihn die Peinlichkeitsgrenze erreicht war. Wie schnell man manchmal an diese kam, merkten wir, wenn wir ihm Angebote machten, ihn z. B. irgendwohin mitzunehmen, und er auch schon mal gereizt bis aggressiv reagierte: »Was soll das denn, das kann ich doch alleine!«

Im Gegensatz zu diesen Bemühungen, vor anderen Personen das Bild des kompetenten, vor allem handwerklich geschickten »richtigen Mannes« abzugeben, standen unsere Beobachtungen, wenn wir gelegentlich einen Blick in sein Zimmer werfen konnten (was er meist nicht gern gestattete und was von uns auch akzeptiert wurde, es sei denn, wir hatten Grund zur Befürchtung, dass es seinerseits »massive« Eingriffe in die Zimmergestaltung gegeben hatte wie bei der Sache mit dem Zelt): hier ein schief eingeschlagener Nagel, dort ein abgerissenes Bild – wie es zu diesen missglückten Zimmergestaltungsversuchen gekommen war bzw. inwieweit wir ihm dabei helfen sollten oder könnten, wollte er nicht sagen – dies lag wieder hinter seinem »Schamhorizont«. Wenn es um »nichtmännliche« Tätigkeiten ging, konnte er begrenzte Fähigkeiten seinerseits eher akzeptieren und sogar witzig kommentieren. Als auf seinem Flur eine neue Waschmaschine mit vielerlei Programmmöglichkeiten installiert wurde, meinte er nur: »Das ist jetzt die neue heilige Kuh, da traue ich mich nicht ran.«

Im längerfristigen Verlauf war jedoch zu beobachten, wie Herr A. anscheinend seine vielen Versuche, etwas im Zimmer anzubringen, etwas herzustellen oder zu reparieren – was meist nicht zu einem erfolgreichen Ergebnis führte –, benötigte als Bestätigungsformen, dass er als ein Mensch mit der Identität des »praktisch Gestaltenden, des kompetenten (Fach-)Manns« existierte. Wenn etwas scheiterte oder nicht so lief, wie er es sich vorstellte, konnte er sehr schnell die Geduld verlieren, man merkte dann deutlich, wie hoch sein Anspruchsniveau an sich noch war. Er suchte sich dann schnell ein neues Be(s)tätigungsfeld, um hier nach einiger Zeit wieder ähnlich erfolglose Erfahrungen zu machen.

Die wachsende Unzufriedenheit mit sich konnte er meist ganz gut verbergen durch sein ansonsten ja eher freundlich wirkendes Wesen. Nach etwa zwei Jahren mehrten

sich aber Vorfälle im Haus, dass man morgens (nachts gab es nur eine telefonische Rufbereitschaft, die nicht allzu häufig in Anspruch genommen wurde), wenn man die Gemeinschaftsräume betrat, deutliche Spuren von Zerstörung vorfand: kaputte Aschenbecher, zerstörte Wandbilder oder umgeworfene Stühle. Unser Team konnte sich anfangs keinen Reim darauf machen, wir trauten es schlichtweg niemandem aus der Bewohnerschaft zu. Die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner schwiegen zunächst auch dazu, aber nach und nach mehrten sich die Hinweise, dass es nur Herr A. sein konnte, von dem diese deutlich aggressiven Akte gegen die Einrichtung ausgingen. Mir persönlich fiel es sehr schwer zu glauben, dass Herr A. der Täter war – kannte ich ihn doch sozusagen von Anfang an, hatte als Bezugsbetreuer ein, wie ich meinte, gutes Verhältnis zu ihm. Irgendwie passte es wohl auch nicht zu meinem Selbstbild, einen Bezugsklienten zu haben, der sich heimlich so destruktiv äußerte – aber das sind alles nachträgliche Reflexionen, für die ich damals wenig zugänglich war. Mit der Zeit realisierte ich notgedrungen, dass Herr A. nicht nur liebenswürdige, sondern auch »dunkle« Seite hatte, aber eine Erklärung hatte ich damals nicht dafür.

Herr A. blieb bruchstückhaft in meiner Wahrnehmung: Man kannte verschiedene Verhaltensfragmente von ihm, die in sich mehr oder weniger stimmig waren und denen häufig etwas Sympathisch-Skurriles anhaftete – aber was das für eine Person war, die sich »in« oder »hinter« diesen Handlungsbestandteilen äußerte oder zu äußern versuchte, das blieb größtenteils im Verborgenen. Im Nachhinein bin ich überzeugt, dass ich mir diese Frage viel zu wenig gestellt habe.

Als Herr A. einen Bescheid vom Sozialamt bekam, in dem ihm sein persönlicher Barbetrag gekürzt wurde, erlebte ich bei ihm das erste Mal, dass er feindselige, wütende Tendenzen gegen seine gesamte Umgebung aufbaute. Er fühlte sich nicht genügend respektiert, was die Anrechnung seiner Rente auf die Höhe des Taschengeldes anbelangte: »Da hat man schon so lange gearbeitet und jetzt hat man gar nichts davon!« Er war zeitweilig so aufgebracht, dass man kaum konstruktive Lösungsmöglichkeiten mit ihm besprechen konnte. Es kam zu einem Kompromiss, und so konnte sich sein ohnmächtiger Groll über die Ungerechtigkeit der Welt und die Missachtung seiner Person noch einmal legen. Eine viel weitreichendere Eskalation sollte noch kommen.

Wie schon erwähnt, verfügte Herr A. nur über das »erhöhte Taschengeld«, der weitaus größte Teil seiner Rente wurde vom Sozialamt einbehalten. Über kleinere Jobs konnte er sich jedoch bei Bedarf so viel dazuverdienen, dass er seine eher bescheidenen Wünsche auch befriedigen konnte. Es machte ihn auch sichtlich stolz, wenn er »zur Arbeit« gehen konnte bzw. wenn er wieder nach Hause kam und nun seinen »Feierabend« genießen konnte. Man gewann an diesen Tagen tatsächlich einen anderen Eindruck von ihm, nicht den des typischen Heimbewohners, sondern eines irgendwie aktiven, lebendiger wirkenden Menschen, der sich wohler als sonst in der Welt fühlte. Als ich

ihn einmal auf der Straße zufällig bei der Ausübung einer seiner Tätigkeiten traf, er trug Prospekte aus, war dieser Eindruck noch augenfälliger.

Irgendwann bemerkten wir, dass Herr A. sehr bestrebt war, 200 DM zusammenzubekommen. Deutlich wurde dies daran, dass er versuchte, »Außenstände« bei anderen Bewohnerinnen und Bewohnern einzutreiben – er hatte sich durch seinen insgesamt bescheidenen Lebensstil und dadurch möglichen »Geldverleih« an andere einen guten Status im Wohnhaus verschafft, vor allem auch deswegen, weil er nur sehr unverbindlich auf Rückzahlung bestand. Er begann davon zu erzählen, dass er sich ein Auto kaufen wolle. Wir nahmen ihn anfangs nicht recht ernst, weil dies wieder zu seinen skurrilen Gedanken zu passen schien, die er zwar äußerte, häufig aber gar nicht umsetzte.

Langsam merkten wir jedoch, wie der geplante Autokauf bei ihm regelrecht zu einer fixen Idee wurde. Er hörte nicht auf, sich damit zu beschäftigen – anders als sonst, wenn er nach ein bis zwei Wochen nicht mehr von seinen Plänen sprach, denn er merkte unerschwerlich selbst, dass er sie nicht realisieren können würde. Und dann setzte er seinen Plan um: Eines Tages erklärte er uns stolz, er habe sich einen »Trabbi« angeschafft (es war in den Jahren nach der »Wende«, wo die bis dahin in der DDR produzierten »Trabant«-Pkw recht zahlreich und billig angeboten wurden). Man konnte zwar nicht fahren damit, der Motor funktionierte nicht, eine Batterie fehlte, aber das würde er auch noch hinkriegen. Auch an diesem Punkt nahmen wir ihn noch nicht richtig ernst. Damit sein Auto nicht gleich wieder von der Polizei als herrenloses Gefährt (es war noch nicht angemeldet) eingekassiert wurde, bot eine Mitarbeiterin an, dass er den Trabbi auf ihrem Grundstück vorübergehend stehen lassen könne. Von anderen Klienten des Wohnhauses hörten wir, dass Herr A. oft in seinem Auto sitzen würde, hinter dem Steuer, wie ein richtiger Autofahrer.

Die Zeit verging, Herr A. schaffte es weder, das Auto polizeilich anzumelden, noch einen funktionierenden Motor zu beschaffen. Wir Mitarbeiter unterstützten ihn nicht, versuchten ihm im Gegenteil klarzumachen, dass wir weder ihn noch den Wagen für fahrtüchtig hielten. Es war schließlich ca. 15 Jahre her, dass er das letzte Mal am Steuer gesessen hatte, er besaß allerdings noch seinen Führerschein. Insgesamt erlebte ich diese Zeit als »Kommunikationszusammenbruch« mit ihm. Ich hatte das Gefühl, er wolle uns etwas beweisen, umgekehrt wollten wir vom Betreuungsteam es ihm auch »zeigen«, nämlich dass er sich völlig verrannt habe, dass wir es hätten kommen sehen, dass er nun dasitze mit seinem Auto, von dem er keinen Nutzen, sondern nur Ärger habe. Seltsamerweise schien er, trotz aller Schwierigkeiten, immer noch ziemlich zufrieden zu sein, wenn er in seinem Auto sitzen konnte.

Die Kollegin wollte nach einem Monat den Trabbi nicht mehr auf ihrem Grundstück stehen haben, forderte ihn mehrmals auf, das Auto zu entfernen, und stellte ihm zum Schluss eine Art Ultimatum: Wenn er das Auto nicht bis zur nächsten Woche entfernt